

SVEN WEDEKIN

DAS ERSTE KIND
DESTINY

in Farbe und Bunt

Das erste Kind: Destiny
Sven Wedekin

Impressum

Originalausgabe | © 2021
Verlag in Farbe und Bunt
Am Bokholt 9 | 24251 Osdorf
www.ifub-verlag.de / www.ifubshop.com

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdrucks und der Veröffentlichung des Buches, oder Teilen daraus, sind vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags und des Autors in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Alle Rechte liegen beim Verlag.

Herausgeber: Björn Sülter
Lektorat & Korrektorat: Telma Vahey
Cover-Gestaltung & E-Book-Satz: EM Cedes

ISBN (Ebook): 978-3-95936-278-8

Über die Geschichte

Im 23. Jahrhundert hat die Menschheit auf dem Mars eine zweite Heimat gefunden.

Der reiche Thomas Milton möchte sich zum Oberhaupt der Marsregierung wählen lassen und schreckt vor nichts zurück sein Ziel zu erreichen.

Als der junge Wissenschaftler Rayhan Kaita erfährt, dass er einen ungeheuerlichen Plan verfolgt, der den Tod aller Menschen auf der Erde zur Folge hätte, setzt er alles daran, Milton aufzuhalten. Dabei erhält er Hilfe von unerwarteter Seite und wird zum Werkzeug von Wesen aus einer anderen Welt ...

Das erste Kind: Destiny stellt die Fortsetzung des Romans *Das erste Kind* dar, der ebenfalls von Sven Wedekin im Verlag *in Farbe und Bunt* erschienen ist.

Prolog

Als Elisabeth Newman das Fenster ihres Hauses öffnete und die Luft des frühen Herbstmorgens einatmete, spürte sie, dass es das Leben selbst war, das durch den Wind in jede einzelne Zelle ihres Körpers getragen wurde. Obwohl sie nun schon kurz davor stand, ihr neunzigstes Lebensjahr zu vollenden, fühlte sie sich auch an diesem Morgen so frisch und jung wie damals, als sie jenes Kind zur Welt gebracht hatte, welches das Wunder ermöglichte, das sich nun vor ihren Augen ausbreitete.

Das Haus lag direkt an der Kante eines Steilhanges, von wo aus sich ihr ein herrliches Panorama darbot: Ein Wald aus Bäumen, die so hoch wie Wolkenkratzer waren, erstreckte sich vor Elisabeths Augen, so weit sie blicken konnte. Am Fuß des Hanges lag ein großer kreisrunder See, dessen Oberfläche so glatt war, als wäre sie aus poliertem Glas gemacht, sodass sich die Wolken am Himmel darin spiegelten. Früher hatte Elisabeth oft in diesem See gebadet. Weit entfernt, am Horizont, waren einige schneebedeckter Berge zu sehen, die über der Landschaft thronen. Hoch über den Wipfeln des Waldes zog ein Schwarm Vögel in Richtung Osten. Deren Gezwitscher und das Pfeifen des Windes waren die einzigen zu hörenden Geräusche. Es war einfach kaum zu glauben, dass diese Welt einmal vollkommen tot gewesen war, so lebensfeindlich, dass nicht einmal die widerstandsfähigsten Mikroben auf ihr überleben konnten. Doch nun war sie ein von allen möglichen Lebensformen bewohntes Paradies, so wie es auch die Erde vor vielen tausend Jahren einmal gewesen war.

Dass Elisabeth die Zeit, an der die Menschheit kurz vor dem Aussterben gestanden hatte, nur noch wie ein lange zurückliegender Alptraum vorkam, lag nicht nur an ihrem fortgeschrittenen Alter. Es war vielmehr einfach so, dass sie

kaum noch an diese dunklen Jahre zurückdachte, ebensowenig wie es die meisten ihrer Zeitgenossen taten. Die Menschheit hatte ein Stadium ihrer Entwicklung erreicht, in dem für sie nur noch die Gegenwart und die Zukunft existierte. Die Vergangenheit hatte sich in einen unwirklichen Schatten verwandelt, der für niemanden mehr eine besondere Bedeutung hatte. Gleich einem alten Menschen, der sich nach einer langen Phase der Lethargie und der Hoffnungslosigkeit im letzten Augenblick zur Besinnung gekommen war, hatte sie zu neuem Lebensmut gefunden, nachdem sie auf diese neue Welt ausgewandert war. Und jedermann wusste, wem sie die neue Heimat einzig und allein zu verdanken hatte: Elisabeths Sohn Andrew. Er allein war es, der den Mars in eine Welt verwandelt hatte, in der das Leben in all seinen Formen gedeihen konnte.

Elisabeth musste noch immer jeden Tag an ihr einziges Kind denken. War es wirklich schon über ein halbes Jahrhundert her, dass sie ihn geboren hatte? Es kam ihr so vor, als sei es erst vor ein paar Monaten gewesen, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Aber ein Blick in den Spiegel erinnerte sie nur zu deutlich daran, wie verzerrt die Wahrnehmung der Zeit manchmal sein konnte. Sie sah dort eine alte Frau mit grauem Haar und vielen Falten im Gesicht. Ihre Augen funktionierten nicht mehr so gut wie früher, und auch das Gehör ließ langsam in seiner Leistungsfähigkeit nach. Aber wenigstens war ihr Körper für ihr hohes Alter noch recht agil, was vor allem der geringen Schwerkraft auf dem Mars zu verdanken war, wodurch die Muskeln und Knochen weniger beansprucht wurden. Elisabeth wusste nicht, dass noch vor hundert Jahren manch ein Fünfzigjähriger sie um ihre momentane körperliche Fitness beneidet hätte. Aber trotzdem spürte sie auch, dass das Alter schon längst begonnen hatte, seinen Tribut zu

zollen; dies ließ sich nicht mehr verleugnen, so sehr sie sich auch darum bemühte. Ihr physischer Zustand ließ keinen Zweifel daran, dass ihr Leben endlich war. Trotz der Tatsache, dass Elisabeth einer Generation angehörte, für die es völlig normal war, ein hohes Lebensalter zu erreichen und dabei auch geistig bis zuletzt fit zu bleiben, war der Tod doch nach wie vor ein unvermeidlicher Bestandteil des Lebens. Elisabeth wusste und akzeptierte das.

Seit jenen Ereignissen vor nunmehr sechzig Jahren hatte sich ihre Einstellung zu diesem Thema sowieso nachhaltig verändert. Für sie bedeutete der Tod nicht mehr das endgültige Ende ihrer Existenz. Kein Mensch konnte wirklich vollständig aufhören zu existieren, das war für Elisabeth eine feste Gewissheit. Ihr Sohn hatte ihr unendlich viel beigebracht, aber keine Erkenntnis war so wichtig gewesen wie diese. Sie hatte daher überhaupt keine Angst vor dem, was auf sie zukam.

Sie wandte sich von dem Fenster ab, ging zu ihrem Schreibtisch und nahm das gerahmte Foto in die Hand, das Andrew zusammen mit Dr. Eduardo Morreli zeigte, der ihr während ihrer Schwangerschaft und in den Monaten danach eine so wichtige Stütze gewesen war. Sie lächelte, während sie sanft mit der Hand über das Bild strich, und setzte sich auf ihren Lieblingssessel. Hier verbrachte sie oft viele Stunden des Tages, um zu lesen, zu meditieren oder einfach nur die Aussicht aus dem gegenüberliegenden Fenster zu genießen.

Nun schloss sie die Augen und dachte noch einmal an die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens zurück:

Kurz nachdem Andrew die Maschine unter dem Vulkan Olympus Mons aktivierte und danach für immer verschwunden war, hatten sie und Dr. Morreli sich ineinander verliebt. Ihre Beziehung hielt jedoch nur wenige Monate, denn er wollte unbedingt so schnell wie möglich ein

eigenes Kind mit Elisabeth haben. Sie konnte ihm diesen Wunsch allerdings nicht erfüllen, denn zu sehr hing sie mit ihrem Herzen und auch mit ihrem Verstand an Andrew. Elisabeth konnte sich einfach nicht vorstellen, ein weiteres Kind auf die Welt zu bringen. Morreli verstand das und zog schließlich zurück auf die Erde. Er und Elisabeth blieben aber gute Freunde, die sich regelmäßig schrieben und sich auch immer mal wieder persönlich trafen, sooft dies angesichts der Tatsache, dass sie auf zwei verschiedenen Planeten lebten, eben möglich war. Sie freute sich aufrichtig für ihn, als er ihr erzählte, eine Frau gefunden zu haben, mit der er sich seinen Traum erfüllt und eine kleine Familie gegründet hatte. Hin und wieder ertappte sich Elisabeth dabei, wie sie es bedauerte, sich trotz allem von ihm getrennt zu haben. Vielleicht wäre ihr Leben auf dem Mars ganz anders verlaufen, hätte sie sich dazu durchringen können, noch einmal Mutter zu werden.

Aber sie hatte das Gefühl, dass ein neues Kind immer irgendwie im Schatten von Andrew gestanden hätte. Elisabeth ahnte, dass sie einen neuen Sohn oder eine neue Tochter unbewusst immer mit ihm verglichen hätte, was nicht fair gewesen wäre. Denn er war ein Mensch gewesen, wie es ihn kein zweites Mal gegeben hatte oder jemals wieder hätte geben können. Andrews Einzigartigkeit war für Elisabeths weiteres Leben sowohl Segen als auch Fluch.

In den Jahren seit seinem Verschwinden – sie hielt es für unangebracht, dafür das Wort Tod zu benutzen – war es für Elisabeth schwer gewesen, ein halbwegs normales Leben zu führen. Nachdem sich der Mars in eine bewohnbare Welt verwandelt hatte, siedelten binnen kürzester Zeit mehr und mehr Menschen von der Erde hierher um. Für die meisten dieser neuen Kolonisten war Elisabeth fast schon so etwas wie eine Heilige. Viele von ihnen wollten sie kennenlernen,

um von ihr aus erster Hand soviel wie möglich über Andrew zu erfahren.

Elisabeth fühlte sich davon völlig überfordert. Einerseits glaubte sie, es ihrem Sohn schuldig zu sein, so vielen Menschen wie möglich von ihm zu erzählen. Andererseits wurde sie auch immer wieder nach Dingen gefragt, die zutiefst privat waren und niemanden etwas angingen. Elisabeth sah schließlich nur einen Weg, mit diesem Dilemma umzugehen: Sie bat bei der neu gegründeten Zentralregierung der Marskolonien darum, ihr ein eigenes kleines Haus in einer abgelegenen Gegend zu bauen, wohin sie sich zurückziehen konnte, wann immer sie wollte. Dann könnte sie auch besser selbst darüber bestimmen, mit wem sie über Andrew sprechen wollte und mit wem nicht. Man kam dieser Bitte nach, jedoch musste Elisabeth bald feststellen, dass ihr neues Dasein als Einsiedlerin auch seine Schattenseiten hatte. Dass sie ganz allein in ihrem neuen Heim lebte, kam zwar ihrem Hang zur Einsamkeit entgegen, hatte aber auch zur Folge, dass sie in gewissen Abständen von einem Gefühl der Melancholie heimgesucht wurde. Während um sie herum die Bevölkerung des Mars fast schon explosionsartig anwuchs, lebte sie ganz allein und vermied den Kontakt mit anderen Menschen so konsequent, wie sie es vor Andrews Geburt immer getan hatte. Offensichtlich lag es einfach in ihrer Natur, gern allein zu sein, auch wenn sie eine Zeit lang glaubte, Andrew hätte sie in dieser Hinsicht verändert.

Im Laufe der Jahre beobachtete sie, wie sich der Mars für viele ehemalige Erdbewohner in einen Ort verwandelte, an dem sie eine neue Zukunft für sich zu finden glaubten. In der Hoffnung, ihr Leben auf der von Umweltzerstörung und Kriegen stark in Mitleidenschaft gezogenen Erde hinter sich lassen zu können, kamen sie in Scharen auf diesen Planeten, auf dem sie und ihre Kinder in einer Umgebung

leben konnten, die von den verderblichen Einflüssen der menschlichen Zerstörungswut nicht beeinflusst war – zumindest bis jetzt noch nicht.

In alten Geschichtsbüchern hatte Elisabeth gelesen, dass es eine ähnliche Situation schon einmal gegeben hatte. Seit dem späten 18. Jahrhundert waren Millionen Europäer auf den amerikanischen Kontinent ausgewandert, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Durch diese Einwanderungswelle waren die Vereinigten Staaten von Amerika binnen erstaunlich kurzer Zeit zu einer führenden Industrienation aufgestiegen. Dieser Prozess wiederholte sich nun auf den Mars: Die neuen Kolonisten waren ehrgeizige und kreative Pioniere, die ihre Talente einsetzen wollten, um eine neue Welt zu erschaffen. Sie erkannten die Chance, hier etwas zu erreichen, was der ganzen Menschheit zugute kommen könnte, eine Art Neustart der Weltgeschichte. Alle Fehler, die in den letzten Jahrtausenden gemacht worden waren, sollten auf dem Mars nicht wiederholt werden. Stattdessen sollte der Mensch hier sein Potenzial entfalten können. Es war die großartige Vision einer Zukunft ohne Armut, ohne Kriege und ohne Ungerechtigkeit, die sie antrieb. Dass es ihr Sohn war, der diese neue Zukunft überhaupt erst möglich gemacht hatte, erfüllte Elisabeth mit großem Stolz.

Aber war es wirklich nur *ihr* Sohn? Noch immer war es ein Geheimnis, welche Kräfte eigentlich ihre Schwangerschaft mit ihm verursacht hatten. In den letzten sechzig Jahren hatte sie sich ungezählte Male über diese Frage den Kopf zerbrochen. Weder Elisabeth noch sonst jemand konnte sagen, von wem das Dodekaeder, das sie damals in der Nähe des Olympus Mons gefunden hatte, hergestellt worden war und wie er sie zu schwängern vermocht hatte. Doch eines stand für sie unzweifelhaft fest: Wer immer dieses Artefakt zurückließ, hatte es gut mit den Menschen gemeint.

Die unbekanntenen Wohltäter hatten ihnen ein unbezahlbares Geschenk gemacht, gerade als sie es am dringendsten brauchten. Es war nicht weniger als ein Wunder gewesen, das die Bewohner des geschundenen blauen Planeten im buchstäblich letzten Moment vor sich selbst gerettet hatte.

Nachdenklich lehnte sich Elisabeth in ihrem Stuhl zurück. Sie spürte, dass es nun nicht mehr lange dauern würde, bis sie einschlief. Noch ein letztes Mal wollte sie alle Sinneseindrücke ganz intensiv wahrnehmen. Durch das noch immer geöffnete Fenster strömte der unverwechselbare Duft von Laub in das Zimmer ein, welchen sie ganz tief durch die Nase einatmete. Gleichzeitig ließ sie die Wärme der Sonnenstrahlen auf ihre Haut einwirken. Elisabeth bemerkte, wie die Härchen auf ihren Armen sich dabei ein wenig aufstellten. Schon oft hatte sie solch einen tiefen Frieden in sich gespürt. Es war ein wunderschönes Gefühl des vollkommenen Einsseins mit der Welt um sich herum. Doch diesmal war etwas anders: Während ihre Atemzüge immer schwerer und die Abstände zwischen den Ein- und dem Ausatmen immer länger wurden, nur wenige Sekunden, bevor ihr Herz für immer aufhörte zu schlagen, spürte sie eine Präsenz in dem Raum. Es war die Präsenz ihres Sohnes, Andrew. Sie hob ihren Kopf und sah ihn genau vor sich stehen, nur eine Armlänge entfernt. Er lächelte sie warm an und sah dabei genauso aus wie damals, als sie ihn zuletzt gesehen hatte, als wären all die Jahrzehnte, die seither verstrichen waren, nie passiert. Sie wusste genau, dies war keine Sinnestäuschung oder dergleichen. Andrew war *wirklich* hier, bei seiner Mutter, und wachte über sie, als ihr Lebensweg sich seinem endgültigen Ende näherte. Elisabeth erwiderte sein Lächeln und verspürte keine Angst, denn sie wusste, dass es nichts gab, wovor sie sich hätte fürchten müssen. Dies war die letzte Botschaft, die sie von Andrew empfing: Der Tod war

nicht das Ende. Es gab einen Teil von ihr, der fortbestand, der in der neuen Welt weiterlebte, die Andrew erschaffen hatte.

Sie fühlte, wie Andrew seine Hand sanft auf die ihre legte. Ganz deutlich nahm sie die Wärme seiner Haut wahr. Elisabeth lächelte zufrieden, als sie ihren letzten Atemzug langsam aus ihrer Nase ausströmen ließ. Dieser letzte Lufthauch würde aus dem Fenster entschwinden und sich mit dem Herbstwind vereinigen. Von jetzt an würde die Luft aus ihren Lungen für alle Zeiten ein Teil der Atmosphäre des Planeten Mars sein, so wie Andrews Lebensenergie ein Teil jedes Menschen, jedes Tieres, jedes Baumes und jedes einzelnen Grashalmes war, deren Dasein auf den ehemals Roten Planeten durch ihn möglich gemacht worden war ...

Kapitel 1

Das Jahr 2213

Obwohl Rayhan Kaita wusste, was für ein großes Privileg es war, am ehrgeizigsten Forschungsprojekt der Geschichte mitzuarbeiten, hatte er nicht das Gefühl, einer besonderen Elite anzugehören. Seine Kollegen waren zwar die führenden Wissenschaftler ihrer jeweiligen Fachgebiete, aber niemand von ihnen glaubte, deswegen etwas Besseres zu sein. Für sie alle war es selbstverständlich, als Team zusammenzuarbeiten und sich nicht für Genies zu halten, die ihren Kollegen geistig überlegen waren. Auch Rayhan machte dabei keine Ausnahme, obwohl er zweifellos zu den klügsten Köpfen gehörte, die jemals an dem Projekt mitgearbeitet hatten. Mit seinen zweiunddreißig Jahren stand er noch ganz am Anfang seiner wissenschaftlichen Karriere, aber er hatte bereits so viele wertvolle Leistungen erbracht, dass jeder ihm großen Respekt zollte.

Das Projekt. Jedermann auf dem Mars wusste, was sich hinter dieser schlichten Bezeichnung verbarg. Tief unter dem gigantischen Vulkankegel des Olympus Mons war den Menschen von unbekanntem Wesen ein Wunder hinterlassen worden. Generationen von Wissenschaftlern hatten sich den Kopf darüber zerbrochen, wie die sogenannte Olympus-Maschine funktionierte, welche die Atmosphäre des Mars so zu verändern vermochte, dass Menschen auf der Oberfläche des Planeten frei atmen konnten. In den ersten Jahren, nachdem Andrew Newman sie aktiviert hatte und anschließend auf Nimmerwiedersehen in ihr verschwunden war, war man noch hoffnungslos optimistisch gewesen, dieses Rätsel lösen zu können, aber bald hatte sich die Komplexität der Maschine als so unvorstellbar hoch herausgestellt, dass der Intellekt des Menschen nicht ausreichte, um sie in absehbarer Zeit verstehen zu können.

Für nicht wenige Wissenschaftler war es eine demütigende Lektion, zu erkennen, dass der Geist der Wesen, welche die Olympus-Maschine erbaut hatten, jenem des Menschen ähnlich weit voraus sein musste, wie der Verstand eines Menschen jenem einer Ameise überlegen war. Denn nur solch hochentwickelte Intelligenzen – so viel stand fest – vermochten einen derartigen Stand der Technik zu erreichen, dass diese Technik fast schon wie Magie erschien. Widerstrebend musste man sich der Einsicht beugen, dass es noch Jahrzehnte oder vielleicht sogar Jahrhunderte dauern könnte, bis man auch nur die fundamentalsten technischen Zusammenhänge wirklich begriff. Bis dahin befanden sich die Forscher in derselben Situation wie ein Neandertaler, der erfolglos versuchte, einen modernen Computer zu bedienen, da seine geistigen Kräfte nicht ausreichten, um jemals ergründen zu können, was für Möglichkeiten ein solches Gerät in sich barg. Doch diese Erkenntnis hatte keineswegs zur Folge, dass man entmutigt aufgab und sich anderen, scheinbar vielversprechenderen Forschungsgebieten zuwandte. Im Gegenteil: Das Wissen, es mit der Hinterlassenschaft einer Zivilisation zu tun zu haben, die wahrscheinlich über nahezu grenzenlose Fähigkeiten verfügte, war ein zusätzlicher Ansporn, alles zu tun, um deren Geheimnisse zu enthüllen, ganz egal, wie lange es auch dauern mochte. Rayhan wusste, dass es in der Natur des Menschen lag, danach zu streben, selbst gottähnlich zu werden. Das Verlangen, die Olympus-Maschine zu verstehen, war ein Ausdruck dieses Strebens. Und falls es nötig sein sollte, sie dafür Stück für Stück auseinanderzunehmen, dann sollte es eben so sein. Aber natürlich wussten sowohl Rayhan als auch alle seine Kollegen, dass es niemals soweit kommen würde. Die Maschine war so groß wie eine ganze Stadt und mindestens so kompliziert aufgebaut wie ein biologischer Organismus.

Es lag auf der Hand, dass es völlig unmöglich war, sie mit herkömmlichen Mitteln zu erforschen. Es musste praktisch zunächst eine ganz neue Form von Wissenschaft erfunden werden, um den Ansprüchen des Projekts gerecht zu werden. Und es waren erfinderische und kluge Leute wie Rayhan, die an der vordersten Front dieser neuen Wissenschaft standen.

An diesem schönen Frühlingsmorgen schlenderte er wie immer zu Fuß durch die Straßen von Tharsis City zu seinem Arbeitsplatz, dem Andrew-Newman-Institut, das eigens für das Forschungsprojekt am Fuß des Olympus Mons errichtet worden war. Das Gebäude war mit seinen zwanzig Stockwerken recht groß, aber neben den hoch aufragenden Hängen des Vulkans nahm es sich nur zwergenhaft aus. Diese erhoben sich annähernd sechsundzwanzig Kilometer bis hinauf in die obersten Schichten der Marsatmosphäre. Rayhans Weg führte durch den Park der Stadt, der von einem breitem Fluss durchquert wurde. Am blauen Himmel standen hier und da einige kleine Wölkchen, und der Wind wehte nur ganz schwach. Es war wirklich ein herrlicher Tag, dachte Rayhan, selbst für die Verhältnisse dieser Jahreszeit.

Er wusste, was für ein Wunder dieser Park darstellte, der ihm so vertraut war, angesichts der Tatsache, dass vor noch nicht einmal hundertfünfzig Jahren kein einziger Grashalm auf dem Mars hätte gedeihen können. Die ganze Stadt war ein solches Wunder: Tharsis City war die größte Ansiedlung auf dem Planeten. Hier pulsierte das Leben geradezu. Die knapp eine Million Einwohner setzten sich aus den unterschiedlichsten ethnischen Schichten zusammen. Aber ein Drittel von ihnen hatte noch nie auch nur einen Fuß auf die eigentliche Heimatwelt des Menschen gesetzt, denn sie waren hier auf dem Mars geboren worden. Auch Rayhan gehörte zu dieser Gruppe von Einheimischen. Seine Mutter stammte aus Südafrika und sein Vater aus Pakistan. Sie

hatten sich während ihrer Reise von der Erde zum Mars kennen gelernt, und obwohl sie ihm viel von der Erde erzählt hatten, verspürte er nicht das geringste Bedürfnis, diesem Planeten jemals einen Besuch abzustatten. Im Institut gab es für ihn so viel zu tun; all seine Gedanken kreisten nur um die Erforschung der Olympus-Maschine und diesen geheimnisvollen Jungen, der sie einst, lange vor Rayhans Geburt, entdeckt und aktiviert hatte. Seit er ein Kind war und sein Vater ihm zum ersten Mal von Andrew Newman erzählt hatte, war Rayhan regelrecht davon besessen gewesen, alles über ihn zu erfahren: Es hatte jedes Buch gelesen, das über Andrew geschrieben worden war, und zusammen mit seinen Eltern die legendäre erste Marskolonie Columbia One besucht. Diese war inzwischen zu einer historischen Gedenkstätte erklärt worden und noch in ihrem Originalzustand zu besichtigen. Während Rayhan an einer der geführten Touren durch die Kolonie teilgenommen hatte und durch ihre Korridore gegangen war, hatte er ein Gefühl der Ehrfurcht verspürt. Hier ist es passiert, hatte er gedacht. An diesem Ort war Andrew geboren und von seiner Mutter Elisabeth großgezogen worden. Rayhan hatte sich wie ein Zeitreisender gefühlt, der die Epoche besuchte, in der das Fundament für die Welt geschaffen worden war, in der er, seine Eltern und alle seine Freunde und Kollegen lebten.

Doch verglichen mit den modernen Kolonien auf dem Mars hatte Columbia One fast schon archaisch gewirkt. Für Rayhan war es nur schwer vorstellbar gewesen, wie Menschen unter solch beengten Verhältnissen hatten leben und arbeiten können. Aber gerade dies hatte diesen Ort für Rayhan so ungemein faszinierend gemacht. Seine Neugierde auf jene Zeit im Allgemeinen und auf Andrew Newman im Speziellen war durch seinen Besuch hier nur noch umso mehr gewachsen. Sofort nach Abschluss seines

Studiums der Ingenieurwissenschaften an der Mars-Universität hatte er sich bei jenem Projekt beworben, das zur Erforschung der Olympus-Maschine initiiert worden war. Durch seine Intelligenz, rasche Auffassungsgabe sowie sein Talent, die richtigen Fragen zu stellen, hatte er es geschafft, schnell in dessen Hierarchie aufzusteigen.

Rayhan betrat das Institut und grüßte gut gelaunt den Mann, der an der Empfangstheke im Eingangsbereich saß. Wie alle Mitarbeiter musste auch Rayhan jeden Morgen einen DNA-Scan über sich ergehen lassen. So sollte gewährleistet werden, dass nur befugte Personen die Räume des Instituts betraten. Er hielt diese strengen Sicherheitsregeln eigentlich für ziemlich unnötig, aber die Direktoren des Projekts waren der Meinung, dass kein Außenstehender über dessen aktuellen Stand Bescheid wissen sollte. Rayhan verstand nicht, warum seine Vorgesetzten so dachten. Er hatte mit ihnen schon viele Diskussionen darüber geführt, denn er war der Meinung, dass jeder ein Recht darauf hatte, zu erfahren, was man bisher über die Olympus-Maschine herausgefunden hatte. Die Wissenschaft sollte sich nicht vor der Öffentlichkeit abschotten, fand er, zumal der Großteil der Menschen klug genug sei, um zu verstehen, was man bis jetzt über die Maschine wusste. Sehr viele von ihnen interessierten sich für wissenschaftliche Themen. Die Beschäftigung mit den Geheimnissen der Natur war für sie ein normaler Bestandteil ihrer Freizeit, um ihren Verstand zu trainieren, ebenso wie andere regelmäßig Sport trieben, um den Körper fit zu halten. Dennoch war man im Institut der Ansicht, dass man die Bevölkerung erst dann umfassend über alles informieren solle, wenn alle Geheimnisse der Maschine gelüftet waren. Rayhan blieb nichts anderes übrig, als sich diesem Standpunkt zu beugen, auch wenn er ihn nicht teilte.

Er legte seine flache Hand auf ein kleines Gerät, das auf der Empfangstheke stand, und spürte einen ganz kurzen Stich in die Kuppe seines Zeigefingers. Eine winzige Injektionsnadel war dessen Ursache. Sie hatte einen kleinen Tropfen Blut entnommen, der in Sekundenschnelle im Inneren des Gerätes untersucht wurde. Es identifizierte die darin enthaltene DNS als jene Rayhans, woraufhin sich die gläserne Zugangstür zum Inneren des Instituts öffnete. Er trat hindurch und gelangte in einen Korridor, der geradewegs auf eine Fahrstuhltür zuführte. Dieser Fahrstuhl stellte den einzigen Zugang in das Nervenzentrum der Olympus-Maschine dar. Nach drei Minuten Fahrzeit war er dort angekommen. Als die Türen aufglitten, betrat Rayhan eine Art Balkon, von dem aus sich ihm ein atemberaubender Anblick bot: Etwa fünfzig Meter unter ihm erstreckte sich, so weit das Auge reichte, ein riesiges Labyrinth, in welchem man sich binnen kürzester Zeit hoffnungslos verlaufen konnte, wenn man es nicht wie seine Westentasche kannte. Denn durch seine schiere Größe überforderte es den menschlichen Orientierungssinn bei weitem. Rayhan wusste noch genau, wie einschüchternd ihm die haushohen, verwinkelten Gänge erschienen waren, als er vor Jahren zum ersten Mal in seinem Leben durch sie hindurch geschritten war. Damals hatte er sich wie ein staunendes Kind gefühlt. Heute wusste er: Dies hier war weit mehr als einfach nur ein Labyrinth im herkömmlichen Sinne. Hinter den Wänden seiner Gänge, die aus einem glasartigen dunkelblauen Material bestanden, verbargen sich Geheimnisse, die zu verstehen der Mensch gerade erst begonnen hatte. Rayhan wandelte im wahrsten Wortsinn durch die Eingeweide der Maschine, einer Ameise ähnlich, die durch die Kabelschächte im Inneren eines Computers krabbelte. Und ebenso wie eine Ameise nicht wissen konnte, was ein Computer überhaupt war, so überstieg auch dies alles hier

Rayhans Begriffsvermögen. Er stieg eine Leiter hinab, die von den Menschen hier eingebaut worden war. Als man das Labyrinth Ende des 21. Jahrhunderts entdeckt hatte, war sie noch nicht dagewesen. Wie die Wesen, die diese Anlage konstruiert hatten, von der Oberfläche in dieses Gewölbe hatten gelangen können, war eines der zahlreichen Rätsel, denn auch den Fahrstuhlschacht hatte man erst nachträglich angelegt.

Nachdem er unten angekommen war, folgte Rayhan zielstrebig den zahlreichen Biegungen des Labyrinths. Es war ein langer Weg, der ihn bis in dessen Zentrum führte. Auf dem Fußboden waren in regelmäßigen Abständen gelbe Pfeile aufgemalt worden, die direkt dorthin wiesen.

Die Gänge waren zusammen viele Dutzend Kilometer lang, was die Wegweiser zur Orientierung unabdingbar machte. Doch Rayhan hätte sein Ziel auch mit geschlossenen Augen finden können. Als er um eine Ecke bog, erreichte er endlich den großen Platz, der wie eine Lichtung inmitten eines Waldes genau im Mittelpunkt der Olympus-Maschine lag. In seiner Mitte ragte eine etwa zehn Meter dicke Säule aus dem Boden empor, die aus demselben blauen Material bestand wie die Wände des Labyrinths und die viele hundert Meter über Rayhans Kopf in der Decke verschwand. Jenseits der Decke befand sich eine weitere Kammer, die ebenso groß wie diese war. In ihr stand jener mysteriöse Apparat, den Andrew seinerzeit betreten und so die Maschine in Gang gesetzt hatte, welche die Umwandlung der Atmosphäre des Mars eingeleitet und – wie man jedoch erst etwas später entdeckte – auch die Schwerkraft des Planeten um ein Drittel erhöht und ein künstliches Magnetfeld generiert hatte, das seine Bewohner vor der gefährlichen kosmischen Strahlung schützte, die von der Sonne ausging. Am Fuß der Säule machten sich bereits die fünf Mitglieder von Rayhans Team zu schaffen. Sie

hantierten an einem riesigen Gerät, das wie eine Art futuristische Laserkanone aussah, die direkt auf die Säule gerichtet war.

»Guten Morgen, alle miteinander! Schön zu sehen, dass Sie bereits alle so fleißig sind!«

Die Anwesenden hoben ihre Köpfe und erwiderten die Begrüßung ihres Chefs. Es machte Rayhan stolz zu sehen, dass sie alle bereits bei der Arbeit waren. Alle Wissenschaftler, welche die Olympus-Maschine erforschten, waren in solche Gruppen aufgeteilt, die jeweils ein bestimmtes Element von ihr untersuchten.

Er bekleidete seinen Posten als Leiter eines solchen Teams jetzt erst seit drei Monaten und hatte sich einen recht straffen Führungsstil angeeignet. Er wollte seine Leute dazu bringen, immer ihr Bestes zu geben. Für ihn gehörte dazu auch, dass er von ihnen allen erwartete, immer pünktlich im Institut zu erscheinen, am besten sogar noch vor ihm selbst. Ursprünglich hatte sich Rayhan fest vorgenommen, derart autoritäre Wesenszüge nicht zu entwickeln, aber er musste sich inzwischen eingestehen, dass dies wohl nicht zu vermeiden war. Wenn man als Teamleiter in den Augen der Institutsleitung einen guten Eindruck machen wollte, gehörte das wohl einfach dazu. Seine Leute kannten und schätzten Rayhan, weswegen sie sein Verhalten, was das anbelangte, ohne Murren akzeptierten.

»Wie läuft es mit der Testreihe, die wir gestern begonnen haben?« Rayhans Frage galt Sid Hudson, dem mit neunundvierzig Jahren ältesten Mitglied der Gruppe. Der Techniker war von ihm wegen seiner großen Erfahrung und seiner Problemlösungskompetenz in die Mannschaft geholt worden. Die Weisheit dieser Entscheidung zeigte sich darin, dass er viel dafür geleistet hatte, ihre Forschungen entscheidend voranzutreiben. Zwischen den einzelnen Teamleitern herrschte eine Art inoffizieller Wettstreit darum,

wessen Gruppe die bahnbrechendsten Ergebnisse erzielte und die fähigsten Leute hatte. Sid war deswegen von vielen anderen Teamleitern umworben worden, bevor Rayhan ihn zur Mitarbeit in seinem Team überredet hatte. Rayhan verspürte eine Art diebischer Freude darüber, mit ihm einem Techniker im Team zu haben, um den seine Kollegen ihn beneideten.

»Wir sind schon seit einer halben Stunde dabei, alles vorzubereiten. Von uns aus können wir jederzeit mit dem ersten Testlauf anfangen.« Rayhan nickte knapp. Vor einigen Tagen erst hatte er endlich die Erlaubnis der Institutsleitung erhalten, den neuartigen Röntgenapparat benutzen zu dürfen. Dieser war nämlich sehr teuer, und man zögerte daher, ihn Rayhan und seinen Leuten zur Verfügung zu stellen, da man nicht damit rechnete, dass es dem jungen Ingenieur gelingen würde, wirklich neue Erkenntnisse zu erlangen. Man hatte die Säule schon des öfteren mit Röntgenstrahlen untersucht, ohne etwas Wichtiges über ihr Innenleben herausgefunden zu haben.

Rayhan jedoch hatte seine Vorgesetzten überreden können, Sid einige Verbesserungen an dem Gerät durchführen zu lassen, von denen er sich eine signifikante Leistungssteigerung versprach.

Er konnte sich denken, dass seine Leute genauso aufgeregt waren wie er, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließen. Nach all der Zeit, die vergangen war, seit sie entdeckt wurde, wusste noch immer niemand, was sich im Inneren dieser Säule verbarg. Man war jedoch überzeugt, dass sie einen wichtigen Baustein für die Entschlüsselung aller Geheimnisse darstellte, welche die Maschine in sich trug. Umso größer war die Neugierde Rayhans auf den heutigen Test. Trotzdem versuchte er zu vermeiden, allzu großen Optimismus auszustrahlen. Die Vorstellung, dass sie ausgerechnet heute die größten Rätsel der Olympus-

Maschine einfach so lösen würden, nachdem Generationen von Forschern vor ihnen daran gescheitert waren, erschien ihm als nüchtern denkenden Wissenschaftler doch etwas zu anmaßend. Im Moment ging es ja auch zunächst einmal nur darum, die Leistungsfähigkeit des Röntgengerätes auf die Probe zu stellen.

Camille Chavez, eine aus Mexiko stammende Wissenschaftlerin mittleren Alters, blieb nicht verborgen, was in seinem Kopf vor sich ging. Sie verfügte über eine ausgezeichnete Menschenkenntnis, und gerade Rayhans Gedanken schienen für sie ein offenes Buch zu sein. Offenbar war wirklich etwas Wahres daran, dass Frauen eine Art sechsten Sinn besaßen, durch den sie die Gefühle ihrer Mitmenschen erraten konnten.

»Du bist ziemlich aufgeregt, nicht wahr?« Sie klang wie eine große Schwester, die ihren Bruder vor seinem erstes Rendezvous mit einer Frau Mut zusprechen wollte.

»Ein wenig schon«, gab Rayhan etwas widerstrebend zu.

»Das kann ich verstehen. Vielleicht schaffen wir es heute wirklich, etwas Entscheidendes herauszufinden. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass wir mit den Verbesserungen an dem Röntgengerät echte Fortschritte erzielen werden.«

Rayhan lächelte. Er kannte Camille seit vielen Jahren, und ihr Optimismus war eine Eigenschaft, die er an ihr besonders schätzte. Und er hoffte, dass sie diesmal recht behielt.

»Na, wenn du das sagst, kann ja eigentlich nichts schief gehen!« Rayhan war sich bewusst, dass sein Lächeln auf sie und die anderen Teammitglieder reichlich künstlich wirken musste. Jeder von ihnen wusste nur zu gut, wieviel von dem heutigen Versuch abhing. Sie hatten solange darauf hin gearbeitet, ihn durchführen zu dürfen, dass sich niemand von ihnen auch nur vorstellen wollte, was für Folgen es hätte, wenn nichts dabei herauskäme. So schnell würde die

Institutsleitung ihnen den Apparat dann nicht mehr überlassen, was wiederum einen herben Rückschlag für ihre bisherigen Forschungen bedeuten würde. Rayhan fand, dass er es sich selbst und seinen Leuten schuldig war, etwas zu erreichen, womit sie ihre Vorgesetzten beeindrucken konnten.

»Wir wären dann soweit. Wollen Sie es aktivieren?«, fragte Sid ohne erkennbare Anspannung in der Stimme.

Rayhan nickte. »Ich bin gespannt, ob sich deine Verbesserungen gelohnt haben.«

Sid hob kurz eine Augenbraue. Hätte er nicht gewusst, dass sein Chef diese Bemerkung ironisch gemeint hatte, wäre er höchstwahrscheinlich wütend geworden. Der gebürtige New Yorker zeigte nur recht selten Emotionen, aber wenn dies doch einmal der Fall war, so handelte es sich dabei meistens um Unmutsbekundungen. Er war der Prototyp eines bärbeißigen Ingenieurs, dessen soziale Kompetenzen nicht sehr ausgeprägt waren, was sich an einer oft ruppigen und etwas humorlosen Art bemerkbar machte. Mit seinem robusten Körperbau, dem fleischigen Gesicht und seinen riesigen, fast schon an Pranken erinnernden Händen sah er mehr nach einem Profiboxer aus als nach einem Techniker.

Rayhan betätigte einen großen roten Knopf an der Seite des Röntgengeräts. Die für Menschen unsichtbaren Strahlen drangen daraufhin sofort in die Säule ein. Das gesamte Team versammelte sich gespannt um einen 3-D Flachbildschirm, der nicht mehr war als eine Glasscheibe, auf die die Bilder projiziert wurden.

Es dauerte einige Sekunden, die nicht nur Rayhan wie etliche Minuten vorkamen, bis es soweit war.

Dann endlich regte sich der Schirm, und es erschien ... Rauschen. Alle stöhnten kollektiv auf, als sie nichts anderes

zu sehen bekamen als ein Muster, das aussah wie wildes Schneegestöber.

Sid Hudson gab ein verächtliches Schnaufen von sich.

»Wie ist das möglich? Es müsste doch eigentlich alles richtig funktionieren«, rief Leo Smits aus, der Computerspezialist in Rayhans Team.

Er sah zu Sid hinüber und bemerkte sofort, wie düster dessen Blick war, ein untrügliches Zeichen dafür, dass es in seinem Inneren rumorte.

»Sieht so aus, als müssten wir nochmal ganz von vorne anfangen«, sagte Rayhan schlicht. Nun, diese Erkenntnis war nicht besonders überraschend.

»Das sehe ich auch so«, kommentierte Sid mit dunkler Stimme.

»Und wie lange wird es wahrscheinlich dauern, bis du den Fehler gefunden hast?«, fragte Camille mit gebotener Vorsicht, denn sie wusste ja, wie schnell sich der gute Sid durch solche Fragen in seiner Berufsehre verletzt fühlte. Seine Antwort fiel dann auch dementsprechend barsch aus.

»Woher soll ich das denn jetzt schon wissen? Erstmal werde ich das Gerät auseinandernehmen müssen, um den Fehler überhaupt zu finden.«

»Ist schon gut, Sid.« Rayhan trat einen Schritt an ihn heran. »Niemand gibt dir die Schuld an dem Fehlschlag. Wir werden eben noch ein paar Überstunden dranhängen. Dafür werden wir ja schließlich auch bezahlt, nicht wahr?« Seine rhetorische Frage galt seinem ganzen Team. Keiner von ihnen war wirklich enttäuscht, da sie nicht ernsthaft damit gerechnet hatten, dass alles gleich beim ersten Mal wie am Schnürchen lief. Trotzdem war ihnen allen nur zu bewusst, dass jetzt wohl ein langer Tag vor ihnen lag, denn so, wie sie ihren Chef kannten, würde er sie so lange über dem Problem brüten lassen, bis es gelöst war – ganz egal, wie lange das dauerte.

»Ich hoffe nur, dass Aiko nicht eifersüchtig wird, wenn du deine Arbeit wichtiger nimmst als euren Jahrestag.«

Rayhan sah Camille für einen Augenblick an, als wüsste er nicht, wovon sie sprach.

»Du hast es vergessen, nicht wahr?« Camille lächelte wissend.

»Oh mein Gott! Daran habe ich ja gar nicht gedacht!«

Rayhan wusste, dass Aiko es garantiert nicht gutheißen würde, wenn seine Forschungen ihn so sehr in Beschlag nahmen, dass er dieses wichtige Datum darüber ganz vergaß.

Camilles Grinsen wuchs in die Breite. »Das ist mal wieder typisch Mann. Aber Aiko kennt es wohl auch schon nicht anders.«

Rayhans Miene kündete von Verlegenheit. Er fühlte sich von seiner alten Freundin und Kollegin ertappt. Es war ihm peinlich, dass sie besser als er wusste, was heute für ein Tag war. Und ausgerechnet heute gab es hier so viel zu tun.

Camille schien seine Gedanken einmal mehr erraten zu haben. »Schon gut, Rayhan. Ich denke, wir werden auch ohne dich ganz gut zurechtkommen. Geh du lieber zu deiner Traumfrau. Die braucht dich jetzt dringender als die Maschine.«

Es widerstrebte Rayhan, zugeben zu müssen, dass sie recht hatte. Aiko hatte schon immer Verständnis dafür gehabt, dass seine Arbeit an der Olympus-Maschine ihm so enorm viel bedeutete. Aber der Jahrestag ihres Kennenlernens war definitiv wichtiger. Und wenn er später zu ihr ging und sie bemerkte, dass er ihn beinahe versäumt hätte, hätte das ihre Nachsicht sicherlich überstrapaziert. Und was noch schlimmer war: Er hatte auch nicht daran gedacht, ihr ein passendes Geschenk zu kaufen. Rayhan wusste, dass seine Freundin ihm einem solchen Fauxpas so schnell garantiert nicht verzeihen würde.

»Also, ich an Ihrer Stelle«, setzte Leo an, »würde einen romantischen Abend mit meiner Freundin der Arbeit hier unten ganz bestimmt vorziehen.«

»Oh, vielen Dank für diese interessante Feststellung.« Rayhans Augen funkelten den Informatiker an, woraufhin dieser leicht verlegen den Kopf ein wenig einzog.

»Lass gut sein, Rayhan«, besänftigte Camille ihn. »Noch ist es ja nicht zu spät. Wie gesagt, wir hier werden auch ohne dich zurechtkommen. Geh jetzt lieber, bevor Aiko deine Unzuverlässigkeit zum Anlass nimmt, mit einem anderen Mann durchzubrennen!« Rayhan schnaufte. Von keinem anderen seiner Mitarbeiter hätte er sich diesen Ton ohne Weiteres gefallen lassen. Aber es stimmte: In letzter Zeit war er Aiko gegenüber tatsächlich des Öfteren etwas unzuverlässig gewesen. Er war es ihr daher schuldig, schleunigst das nächste Geschäft aufzusuchen, um ihr ein Geschenk zu besorgen, womit er dies wiedergutmachen konnte.

»Na, so weit möchte ich es lieber nicht kommen lassen. Camille, ich möchte, dass du die Reparatur des Röntgengerätes überwachst. Ich erwarte, dass es spätestens morgen einwandfrei funktioniert, verstanden?«

»Natürlich, Rayhan. Aber jetzt mach, dass du wegkommst. So wie ich das sehe, hast du nicht mehr viel Zeit.«

Mit einem gequälten Lächeln entschuldigte er sich bei seinen Leuten und machte sich auf den Weg.

Bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit Aiko hatte Rayhan ganz und gar für seine Arbeit gelebt. Obwohl es nicht an Frauen mangelte, die versuchten, den ebenso gut aussehenden wie klugen Wissenschaftler näher kennenzulernen, hatte er nie eine ernsthafte Beziehung in Betracht gezogen, denn er war der Meinung, dass er dadurch viel zu sehr von der Erforschung der Olympus-

Maschine abgelenkt werden würde. Aber vor genau einem Marsjahr erkannte er, wie schnell sich Prioritäten ändern konnten: An jenem Tag bat ihn die Leitung des Andrew-Newman-Instituts darum, der jungen Journalistin einige Fragen über den Alltag eines Wissenschaftlers hier zu beantworten. Anfangs gefiel Rayhan die Vorstellung, ein solches Interview geben zu müssen, überhaupt nicht. Er hielt sich nicht gerade für geeignet, über die Abläufe im Institut auf eine auch nur halbwegs spannende Art und Weise Auskunft geben zu können. Doch seine Vorgesetzten waren der festen Überzeugung, dass er der richtige Mann dafür sei. Als er Aiko schließlich gegenüber saß, fiel es Rayhan jedoch äußerst schwer, sich auf die Beantwortung ihrer Fragen zu konzentrieren. Dies lag allerdings keineswegs an den Fragen selbst, sondern vielmehr an Aiko: Sie entpuppte sich nämlich als eine sehr attraktive junge Frau, deren mandelförmige, freundlich wirkende Augen ihn sofort in seinen Bann zogen, da sie ihrem Gesicht eine ganz besondere Ausstrahlung verliehen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Rayhan nie an so etwas wie Liebe auf den ersten Blick geglaubt. Doch durch die Begegnung mit Aiko änderte sich seine Meinung: Er musste sich eingestehen, dass er sich, entgegen aller wissenschaftlichen Vernunft, in die Japanerin verliebt hatte. Gleich bei ihrer ersten Begegnung lud er sie zu einem privaten Treffen ein. Sie bemerkten beide schnell, dass sie viele gemeinsame Ansichten und Meinungen über die verschiedensten Themen hatten, und verbrachten immer mehr Zeit miteinander. Rayhan stellte sehr schnell fest, dass er es mehr genoss, mit Aiko zusammen zu sein, als im Institut zu arbeiten. Früher hätte er es nie für möglich gehalten, dass ihm eine Frau tatsächlich jemals soviel bedeuten könnte. Ihre gemeinsame Zuneigung zueinander führte schließlich dazu, dass sie nach ein paar Monaten in eine gemeinsame Wohnung in der Innenstadt von Tharsis

City zogen. Und jetzt wusste Rayhan, dass Aiko genau in diesem Augenblick eben dort auf ihn wartete. *Sie* hatte ihren Jahrestag ganz bestimmt nicht vergessen und hatte wahrscheinlich auch ein Geschenk für ihn besorgt. So wie er sie kannte, würde sie sich nichts von der Enttäuschung anmerken lassen, die sie ganz sicher empfand, wenn er ihr nicht ebenfalls etwas Passendes gekauft hatte. Aber in ihrem Inneren wäre sie sehr verletzt und wütend auf ihn. Aiko hatte die Eigenheit, ihre negativen Empfindungen nie offen zu zeigen, sondern sie stattdessen auf eine subtile Art, durch Blicke und Gesten, anzudeuten. Um dieser speziellen Art von Bestrafung zu entgehen, musste sich Rayhan ganz schnell etwas einfallen lassen.

Er betrat ein Geschäft, in dem es alle möglichen Geschenkartikel zu kaufen gab. Rayhan hatte hier schon des öfteren kleinere Aufmerksamkeiten für Aiko gefunden, über die sie sich immer sehr gefreut hatte. Er hoffte inständig, hier auch heute etwas zu entdecken, was den Ärger seiner Freundin zumindest etwas dämpfte und gleichzeitig zum Anlass passte.

Obwohl er wusste, dass ihm nicht viel Zeit blieb, wollte er seine Entscheidung nicht übereilen. Nur etwas wirklich Außergewöhnliches war gerade gut genug. Sollte es vielleicht eine hübsche Wanduhr sein? Oder ein Buch? Oder doch etwas Neues zum Anziehen? Rayhan überlegte hin und her, aber nichts von all dem schien ihm geeignet zu sein. Es war schon recht spät, Aiko würde bestimmt langsam ungeduldig werden. Als er schon ernsthaft befürchtete, nichts zu finden, entdeckte er in einem Regal in der hintersten Ecke des Geschäfts etwas, das seine Aufmerksamkeit sofort erregte: Es war ein wunderschöner, fast kugelförmiger Stein, dessen rote Färbung seine Herkunft vom Mars verriet. Seine Oberfläche war mit vielen winzigen Diamanten gesprenkelt, die wie kleine Sterne funkelten.

Rayhan wusste sofort: Dies war das einzig richtige Geschenk für Aiko. Er eignete sich perfekt für eine Halskette, wie sie sich schon so lange eine wünschte. Ja, sie würde sich wie verrückt darüber freuen, da war sich Rayhan absolut sicher.

Er ging an die Kasse, bezahlte und machte sich zuversichtlich auf den Weg zu ihrer Wohnung, um Aiko stolz zu beweisen, dass er das Datum doch nicht vergessen hatte.

Was er noch nicht wusste, war, dass sie absolut nicht in der Stimmung war, mit ihm zusammen den Jahrestag zu feiern.

Die Wohnung lag im obersten Stockwerk eines Apartmenthauses. Aiko hatte es in Eigenregie eingerichtet. Es herrschten helle Farben vor, die meisten Möbel waren strahlend weiß. Pflanzen gab es keine, trotzdem wirkte hier nichts klinisch steril, sondern sehr aufgeräumt und hell. An den Wänden hingen klassische japanische Aquarelle, von denen manche Aiko selbst gemalt hatte. Ein großes Fenster bot eine herrliche Aussicht über die Stadt. Als Rayhan die Wohnung betrat, war er überrascht, dass er Aiko nicht vorfand. Einerseits erleichterte ihn das, da es bedeutete, dass er noch nicht zu spät war. Andererseits beunruhigte es ihn etwas, da sie um diese Zeit normalerweise immer daheim gewesen war. Konnte es sein, dass sie nicht mehr mit seinem Kommen gerechnet hatte und ihn bestrafen wollte, indem sie einfach allein oder mit einer ihrer Freundinnen ausgegangen war? Ein solches Verhalten hätte zur ihr gepasst. Rayhan fühlte sich plötzlich schuldig, denn er hätte sich denken können, dass Aiko nicht ewig auf ihn wartete. Sie hatte alles Recht der Welt, sauer auf ihn zu sein. Doch war es ihm gegenüber fair, einfach so zu verschwinden? Rayhan war drauf und dran, auf eigene Faust nach seiner Freundin zu suchen. Er konnte sich vorstellen,

sie an den Plätzen, an denen sie sich am liebsten aufhielt, zu finden, wie zum Beispiel dem Stadtpark oder der Bibliothek. Er wollte unbedingt die Gelegenheit nutzen, sich bei ihr zu entschuldigen.

Doch gerade in dem Augenblick, als er kehrt machte, um die Wohnung zu verlassen, hörte er plötzlich ein leises Schluchzen, das aus dem Schlafzimmer kam. Rayhan betrat es langsam und fand Aiko auf dem Bauch liegend im Bett vor. Sie hatte ihr Gesicht zwischen den Armen vergraben und weinte hemmungslos. Als sie bemerkte, dass Rayhan das Zimmer betreten hatte, hob sie kurz den Kopf und sah ihn mit tränenüberströmtem Gesicht an. Er trat behutsam an das Bett heran, setzte sich auf die Matratze und beugte sich über sie, während seine Hand sanft über ihr langes, tiefschwarzes Haar strich.

»Hey, was ist denn los? Bist du etwa so traurig, weil ich unser Jubiläum fast versäumt hätte? Wenn ja, tut es mir wirklich leid. Ich habe dir aber auch ein Geschenk mitgebracht. Vielleicht wird ...«

»Es geht nicht darum!«, sagte sie.

»Worum dann?«

Sie drehte sich um und richtete sich auf, um Rayhan fest in den Arm zu nehmen, der seinerseits seine Arme um sie legte. »Oh Rayhan. Es ist etwas Furchtbares passiert! Etwas so Schreckliches!«

Ihre sonst immer so fröhlich hell klingende Stimme war von tiefer Pein erfüllt.

»Ganz ruhig, mein Schatz. Atme erstmal tief durch.«

Aiko löste sich aus der Umarmung und legte ihre Stirn auf die von Rayhan. Sie schluckte schwer. Erst jetzt nahm er wahr, dass sie am ganzen Körper zitterte.

»Es geht um meinen Bruder. Ihm ist etwas zugestoßen.«

Rayhan erinnerte sich: Er hatte Aikos großen Bruder noch nie persönlich getroffen, wusste aber, dass er auf der Erde